

der Gestaltung der jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse letztlich unabhängig“. Ultrakonservativ wäre die inkriminierte Folgerung, wenn sie das Verhältnis zwischen Freiheit und sozialer Gerechtigkeit ignorieren würde. Das tut – wenn sie hier gemeint sein sollte – die CDU nicht. Wenn ultrakonservativ auch die Auffassung wäre, daß die Freiheit des Menschen vorgegeben ist und nicht von Gesellschafts- und Sozialpolitik *gemacht* wird, dann würde sich die CDU gerne dieses „rufmörderische“ Etikett aufkleben lassen. Sie wäre dabei in guter Gesellschaft. Von der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung bis zur Verfassung des Landes Baden-Württemberg wird die Freiheit des Menschen nicht nur als *Ziel*, sondern auch als *Vorgabe* staatlichen Handelns verstanden. Es ist völlig unbestritten, daß die religiöse und philosophische Begründung, wie sie etwa die Gründerväter der amerikanischen Verfassung leitete, heute nicht mehr Allgemeingut ist. Unter diesen Umständen ist es dann aber die Pflicht politischer Parteien, die Begründungsmöglichkeiten für derartige Grundpositionen der modernen Verfassungen zu aktivieren, statt solche Positionen für obsolet zu erklären.

Orientierungskrise als Herausforderung

Damit gerät man in die schwierigste Dimension der Grundwerte-Thematik. Wenn die Begründungen für Maßstäblichkeiten wie die Freiheit und die Würde des Menschen brüchig werden, dann dürfen sich die politischen Parteien nicht darauf beschränken, das zu konstatieren. Vielmehr gehört es zu ihrem Auftrag der Mitwirkung bei der politischen Willensbildung, sich auch um solche Begründungen zu kümmern. Das heißt nicht, daß sich die Parteien nun als pseudoreligiöse Sinnträger aufspielen sollten. Aber es heißt, daß sie Sensibilität für solche elementaren Begründungszusammenhänge selber aufbringen und fördern sollten.

Die CDU hat mit der wieder verstärkten Betonung eines christlichen Menschenbildes als Grundlage ihrer Politik einen Versuch in dieser Richtung unternommen. Die pauschale Kritik, die von der SPD daran geübt wird, zielt zu kurz. Bevor sie mit Steinen wirft, sollte sich die SPD in diesem Fall bewußtmachen, daß sie selbst im Glashauss

sitzt. Denn für alle Volksparteien besteht das Problem, wie sie die hohen politischen und moralischen Ansprüche ihrer Grundwerte begründen sollen, ohne ihre Mitglieder weltanschaulich zu bevormunden. Die SPD kann diese Begründung nur in der Luft hängen lassen, oder sie muß sich, wie es teilweise geschieht, auf die Suche nach einem Minimalkonsens bezüglich des Menschenbildes machen.

Wenn sich die CDU auf ein christliches Menschenbild beruft, will sie damit weder die Politik klerikalisieren noch die Kirchen politisch vereinnahmen. Sie greift damit auch nicht in die persönliche Existenz des einzelnen Parteimitglieds ein. Ausdrücklich erklärt das CDU-Grundsatzprogramm, daß auf der Basis des christlichen Verständnisses vom Menschen ein gemeinsames Handeln von Christen und Nichtchristen möglich ist.

Dies wird selbstverständlich von der SPD als grobe Inkonsequenz gerügt. Aber: Ist diese „Inkonsequenz“ nicht ein Problem, mit dem unsere Gesellschaft als solche fertig zu werden hat, insofern sie Grundelemente der christlichen Tradition allgemeingültig erhalten will, ohne daß ihre eigentlich religiöse Begründung allgemein mitgetragen würde? Von dem jüdischen Theologen Jakob J. Petuchowski stammt eine sehr einprägsame Formulierung dieser Tatsache: Es gebe zwar natürlich Atheisten, die ethisch leben, aber sie würden gewissermaßen „vom alten Fett zehren“. Eine politische Partei kann dieses Dilemma nicht auflösen. Sie kann es aber sichtbar machen, was das CDU-Programm mit der monierten „Inkonsequenz“ tut.

Die Berufung auf das christliche Verständnis vom Menschen ist in diesem Sinn Anstoß zum Nachdenken über die Orientierungskrise, die letztlich hinter der Grundwertedebatte steckt. Gesamtgesellschaftlich gibt die CDU damit vielleicht eine wesentlich stärkere Anregung als die SPD, die auf diese Orientierungskrise letztlich nur mit Verfassungspositivismus und Plädoyers für Gesellschaftsveränderung reagiert. Sich selber gibt die CDU mit diesem Rückbezug auf das C keinen Heiligenschein, wohl aber ein Bezugssystem, das sie für ideologische Anfechtungen im Sinn der Allmacht der Politik und der Gesellschaft weniger anfällig macht, ein Bezugssystem, dem sie in ihrer praktischen Politik aber auch gerecht werden muß.

Erwin Teufel

Zeitgeschehen

„Zur Hoffnung berufen“

Der 18. Deutsche Evangelische Kirchentag in Nürnberg

Würde man versuchen, die gegenwärtige Stimmungslage in der Bundesrepublik mit einigen wenigen Strichen zu skizzieren, so käme dabei der Begriff Hoffnung wahrscheinlich nur am Rand ins Spiel. Um so bemerkenswerter

ist die Tatsache, daß nach dem Freiburger Katholikentag nun auch der 18. Deutsche Evangelische Kirchentag mit seinem Motto gerade diesen Begriff ins Zentrum gerückt hat. „Zur Hoffnung berufen“ war das Leitwort, unter dem

vom 13. bis 17. Juni in der fränkischen Metropole das große Treffen des deutschen Protestantismus stattfand. Dabei hatte sich zumindest eine Hoffnung im Vorfeld des Kirchentages schon zerschlagen: Trotz intensiver Bemühungen war es nicht gelungen, alle evangelikalen Gruppen und Organisationen zu einer Beteiligung am Kirchentag zu bewegen. Andere Erwartungen haben sich allerdings mehr als bestätigt. Die Teilnehmerzahl lag weit über der des Berliner Kirchentages von 1977 und stellte das Kirchentagspräsidium vor einige Probleme. Unter den fast 80 000 Dauerteilnehmern dominierte eindeutig die Jugend, wenn auch bei den Anmeldungen die Zahl der 35- bis 55jährigen gegenüber Berlin ebenfalls zugenommen hatte. Nicht anders als auf dem Freiburger Katholikentag bestimmten die Jugendlichen weitgehend die Atmosphäre der vier Tage, zu der auch die gastgebende Stadt sehr viel beitrug. So wirkte es sich positiv aus, daß Veranstaltungen nicht nur auf dem Messegelände, sondern ebenso in der historischen Innenstadt stattfanden, wobei besonders die Nürnberger Hauptkirchen zu Anziehungspunkten für die Teilnehmer wurden. Die St.-Lorenz-Kirche war so schon jeweils am frühen Vormittag brechend voll, wenn vor der Bibelarbeit ihre berühmten Kunstwerke vorgestellt wurden.

Das Programmschema folgte im großen und ganzen dem der letzten Kirchentage. An die morgendlichen Bibelarbeiten schlossen sich Vorträge, Gespräche und Arbeitsgruppen, die unter drei großen Leitthemen standen. Es ging dabei einmal um „Glauben erfahren“, um „Hoffnung entfalten“ und schließlich um „In der Liebe bleiben“. Nach diesen drei Grundlinien war auch der „Markt der Möglichkeiten“ in den Messehallen strukturiert, auf dem diesmal die Rekordzahl von 440 Gruppen vertreten war. Innerhalb des kaum mehr überschaubaren Angebots an Veranstaltungen setzte das Programm allerdings zwei Schwerpunkte, die von den Teilnehmern auch als solche angenommen wurden und den Tagen in Nürnberg mit zum eigenen Profil verhalfen. Zum einen zog sich durch den ganzen Kirchentag erstmals ein gewichtiger Strang von Veranstaltungen zum Verhältnis von *Christen und Juden*, zum anderen trat das Thema *Abendmahl* in besonders intensiver Weise in den Vordergrund.

Trauerarbeit und Mahlgemeinschaft

Der Kirchentag versuchte mit der Einsicht Ernst zu machen, daß über das christlich-jüdische Verhältnis notwendigerweise im Horizont von Auschwitz gesprochen werden muß. Das Stichwort „*Holocaust*“ bestimmte so explizit oder mindestens implizit alles, was zu diesem Thema von jüdischen und christlichen Referenten und Diskussionsteilnehmern vorgebracht wurde. So plädierte der Berliner Theologe *Friedrich-Wilhelm Marquardt* leidenschaftlich dafür, daß Auschwitz das Christentum in seinem Wesen betreffen müsse. Das bedeute: „Christen halten die Wunden offen. Genauer: sie täuschen sich nicht

darüber hinweg, daß die Wunden nach wie vor bluten.“ Die Erinnerung an die Opfer wie an die Täter muß für die Christen zusammengehen mit der Sensibilität für mögliche Wiederholungen von Auschwitz. Er machte deutlich, daß angesichts der Massenvernichtung jeder theologische Antwortversuch an Grenzen stößt: „Und es überkommt uns das Grauen vor allen theologischen Antworten, den behenden, vor den Unerschütterlichkeiten unseres Gewissens, unserer Gewißheiten.“

Der Kirchentag unternahm es, alle Dimensionen des jüdisch-christlichen Verhältnisses auszuloten. Es wurde angesichts des Holocaust auch nach der gemeinsamen Hoffnung und den gegenwärtigen Problemen zwischen Juden und Deutschen gefragt. Im Vordergrund stand aber doch die „Trauerarbeit“, gerade auch im Blick auf die Rolle der Stadt Nürnberg im Dritten Reich. Sowohl ein Vortrag von *Klaus Scholder* zum Thema „Nürnberg und das 20. Jahrhundert“ als auch eine Veranstaltung der Theologischen Fakultät Erlangen zum Gutachten der Fakultät von 1933 zum Arierparagraphen fanden sehr starke Beachtung. Hoffnung, so wurde damit deutlich, kann zur Schwärmerie verkommen, wenn sie sich nicht der Geschichte und der mit ihr verbundenen Schuld vorbehaltlos stellt. Oder wie es *Jürgen Moltmann* in seinem Vortrag auf dem Kirchentag formulierte: „In dem Maße, wie wir diese unsere Vergangenheit in Trauerarbeit annehmen, wird uns die befreiende Hoffnung auf eine neue Zukunft wieder möglich.“ Hier hat Nürnberg sicher Zeichen gesetzt: der jüdisch-christliche Gottesdienst am Eröffnungsabend war nach Aussagen der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen mit seinen über 4000 Teilnehmern der größte, der in Europa bisher stattgefunden hat.

Höhepunkt der Beschäftigung des Kirchentags mit dem *Abendmahl* war das erstmals durchgeführte „Feierabendmahl“: angestrebt war dabei eine enge Verbindung von Abendmahlsgottesdienst und Fest, die auf sehr verschiedene Weise verwirklicht wurde. Insgesamt über 70 Gemeinden in Nürnberg luden die Kirchentagsbesucher zu diesem Feierabendmahl ein, das von einer Projektgruppe vorbereitet worden war, von den einzelnen Gemeinden dann aber mit einer großen Breite von unterschiedlichen Formen gefeiert wurde. Dadurch wurde der Kirchentag auch stärker an die Gemeinden herangebracht. In St. Lorenz z. B. feierten 4500 Menschen einen Abendmahlsgottesdienst unter dem Leitwort „Wenn der Herr die Gefangenen erlösen wird“. Vertreter von Amnesty International halfen dabei, diesen Satz zu konkretisieren: Während des über dreistündigen Gottesdienstes wurde über zwei Gefangene berichtet, an die die Mitfeiernden Karten und Briefe schrieben, ohne daß dadurch die Intensität der Feier gelitten hätte. Vielmehr gingen Gebet, Stille, Gesang und Aktion fast bruchlos ineinander über, die Teilnehmer drückten tanzend und singend ihre Hoffnung und Freude aus. In St. Sebald wurde ein festliches Tischabendmahl gefeiert, in den Messehallen wurden Brot und Wein an mehrere Tausend Jugendliche während einer Beatmesse ausge-

teilt. Auch in den Gemeinden, in denen das Abendmahl nach der herkömmlichen Form der Agende gehalten wurde, ließ sich überall an diesem Abend beobachten, daß viele Gemeindemitglieder neue, oft ungewohnte Erfahrungen mit dem Sakrament machen konnten.

Abendmahl sollte in Nürnberg neu als festliches Mahl der Gemeinschaft und der Hoffnung erfahren werden. Dazu versuchte vor allem das „Forum Abendmahl“ beizutragen, das sich mit Vorträgen und Arbeitsgruppen während des ganzen Kirchentags mit dem neu erwachten protestantischen Interesse am Abendmahl beschäftigte. Als Ergebnis dieser Ratschläge wurden „Lorenzer Ratschläge“ vorgelegt, ein Versuch, die neuen Erfahrungen und Gesichtspunkte zu artikulieren und für die Weiterarbeit in den Gemeinden fruchtbar zu machen. Dort wird u. a. als eine Zielbestimmung für eine anzustrebende „alternative Kirche“ formuliert: „Ich sehe eine eucharistische Kirche. Ich sehe, wie eine tiefe protestantische Wunde zu heilen beginnt. Ich sehe, wie der Spalt sich schließt zwischen denen, für die der Gottesdienst in erster Linie in der sozialen Aktivität im Alltag geschieht, und denen, die bisher in geschlossenen Kirchen ihre schönen Gottesdienste pflegten.“

Wieviel Arbeit hier bei der immer wieder geforderten „Wiederentdeckung des Reichtums des Abendmahls“ nicht nur im Blick auf die Umsetzung in die Gemeinden noch zu leisten ist, zeigten die immer voll besetzten Veranstaltungen des Forums recht deutlich. Neben Gesprächen über konkrete Schwierigkeiten und Probleme mit der gegenwärtigen Abendmahlspraxis in evangelischen Kirchen und Gemeinden, bei denen sich viele Teilnehmer engagierten, standen die provozierenden Thesen über das Herrenmahl, wie sie von *Ernst Käsemann* und *Johann Baptist Metz* vorgetragen wurden. Käsemann wandte sich gegen die ihm zufolge weit verbreitete Degenerierung des Herrenmahls zur „Winkelsache, wo letzte Getreue Zuflucht finden, und zur Trennmauer mitten in der Christenheit und zur Barrikade gegenüber jener Welt, welche Gott doch heimholen will“. Er plädierte für ein offenes Herrenmahl, von dem niemand ausgeschlossen werden dürfe. „Faktisch wird überall und unablässig die Einladung des Christus, an seinen Tisch und vor sein Angesicht zu kommen, von Christen, Theologen, Kirchenleitungen, Konfessionen widerrufen und statt dessen die Verweigerung der Abendmahlsgemeinschaft praktiziert.“ In noch größere Perspektiven versuchte Metz das Abendmahl zu stellen. Seine Grundthese: Das „Brot des Lebens“ ist Anstiftung zu einer „anthropologischen Revolution“, durch die die Christen der gegenwärtigen Überlebenskrise begegnen sollten: „Dieses Brot kann uns zur Nahrung und zum Sakrament des Lebens werden, gerade weil es inmitten unseres herrscherlichen Lebens den Tod, die Leiden, die Liebe, die Angst und die Trauer sichtbar und uns dafür empfänglich macht.“

Nicht nur die Bandbreite der Abendmahlsfeiern, auch die der theologischen Elemente, die in das Gespräch einbezogen wurden, war also beträchtlich. Als zentrales Anliegen

hat sich aber bei aller Vielfalt der Gestaltungsformen und der Verstehensansätze ein starkes, nicht nur, aber gerade auch von der Jugend getragenes Interesse daran gezeigt, Glauben in der *Verdichtung der gemeinsamen Mahlfeier* erfahrbar werden zu lassen. Demgegenüber spielten die klassischen dogmatischen Topoi der Abendmahlslehre keine Rolle, es ging nicht primär um Abendmahlsdogmatik, sondern bewußt um erneuerte Abendmahlspraxis. Darin stecken sicher auch Anstöße für das ökumenische Gespräch: auch hier wurde in Nürnberg ein deutliches Zeichen gesetzt. Der Fronleichnamsgottesdienst der katholischen Gemeinden stand unter dem Thema „Eucharistie – Zeichen der Einheit“ und war als Teil des Kirchentagsgeschehens im Programmheft aufgeführt. Man wird wohl in Zukunft das im engeren Sinn theologische Gespräch über das Herrenmahl stärker im Kontext der in Nürnberg sichtbar gewordenen konkreten protestantischen Bemühung um dieses Sakrament führen müssen.

Politik auf einem frommen Kirchentag

Es waren nicht nur die Abendmahlsfeiern, die aus dem Treffen in Nürnberg einen „frommen“ Kirchentag machten. Eine große Anziehungskraft hatten auch die *Bibelarbeiten*, wie sie von Theologen unterschiedlicher Richtung sowie – als einziger Frau – von der Lyrikerin *Eva Zeller* jeden Vormittag gehalten wurden. Bis zu 53 000 Menschen hörten in den Kirchen und Messehallen gleichzeitig zu, wie ein alttestamentlicher und zwei neutestamentliche Texte ausgelegt wurden. Alle Auslegungen waren darum bemüht, den Reichtum der biblischen Berichte zur Sprache zu bringen und gleichzeitig einen konkreten Bezug zur Gegenwart des christlichen Glaubens herzustellen. Sowohl die Erzählung über den Bund Gottes mit Noah wie der Text aus der Apokalypse über das Himmlische Jerusalem boten Gelegenheit, die Verpflichtung gegenüber der Schöpfung zu unterstreichen, die aus der christlichen Hoffnung folgt. Durchweg gut besucht waren auch die täglichen Mittagsgebete sowie die vielen Gottesdienste, die von verschiedenen, auch evangelikalen Gruppen angeboten wurden. Man kann darüber hinaus die Gesamtsphäre zutreffend mit den Worten des Kirchentagspräsidenten *Klaus von Bismarck* beim Schlußgottesdienst beschreiben: „Das Gebet wurde gesucht, neue und alte Kirchenlieder wurden an vielen Orten auch außerhalb der Veranstaltungen angestimmt, und das persönliche Zeugnis stand im Mittelpunkt vieler Begegnungen.“

Schon bei vielen Gottesdiensten und Bibelarbeiten wurde allerdings deutlich, daß der Kirchentag Hoffnung nicht nur feierte, sondern auch zu konkretisieren versuchte. Die Arbeitsgruppen beschäftigten sich unter den Leitworten Glaube – Hoffnung – Liebe vornehmlich mit *gesellschaftlichen Problemen*. Was dabei die verschiedenen behandelten Themenfelder zusammenhielt, war die Suche nach einer „alternativen Politik“. Im Vordergrund standen vor allem Fragen des Umweltschutzes, der Energieversorgung,

der Gewalt, einer möglichen neuen Solidarität. Die Sympathien des Publikums gehörten meist eindeutig denjenigen Referenten oder Diskutanten, die sich zum Sprecher der Ängste vor zunehmender Umweltzerstörung und Aufrüstung machten und Alternativen zu diesem politischen Trend zu formulieren versuchten. In vielen Veranstaltungen ließ sich so etwas wie der oft diffuse, oft auf einseitigen Maßnahmen ausgehende Wunsch nach einer Abkehr von bloß pragmatisch-vorsichtigen Schritten machen. Politische Prominenz war sehr zahlreich erschienen. Pfiße erntete aber nicht nur Bundeskanzler *Helmuth Schmidt*, als er sich für die Kernenergie zur Überwindung von Energieengpässen einsetzte. Schwer hatte es auch Bundesminister *Hans Matthöfer*, der zum Thema „Ökologie als Rahmenbedingung der Politik“ sprach. Seine Ausführungen erschienen vielen Anwesenden zu wenig eindeutig. Dagegen wurde das Ko-Referat des Regensburger Physikers *Gustav Obermaier* mit überwältigendem Beifall bedacht. Er schloß mit der These: „Solidarisch mit allem Lebenden, gemeinsam und selbstbestimmt das Notwendige produzieren, im Einklang mit der Natur leben: dies wird erst nach der Entmachtung industrieller und staatlicher Machtmonopole möglich sein.“

Eindeutig am meisten Gehör fanden aber jeweils die Thesen von *Erhard Eppler* zum Wirtschaftswachstum, zur Energieversorgung oder zur Bildungspolitik. Eppler, der an mehreren Veranstaltungen mitwirkte, sprach auch bei einer erstmals abgehaltenen „Ökologischen Vesper“.

Das entschiedene Bestehen auf einer klaren Alternative war auch bei der Frage von *Frieden und Gewalt* spürbar. In einer Resolution dieser Arbeitsgruppe wurde die Kirche aufgefordert, „ihr Friedenszeugnis als wesentliche Lebensäußerung abzulegen, indem sie ihrem Herrn nachfolgt auf dem Weg des Friedensstiftens und der Versöhnung, der Gewaltlosigkeit und der Solidarität mit den Opfern der Gewalt“. Der Kirchentag hat sich damit wieder als Forum erwiesen, auf dem unbequeme Fragen gestellt und alternative Möglichkeiten durchgespielt werden können, allerdings um den Preis vieler, oft theologisch begründeter Vereinfachungen. Die Befürchtung, die Parteien würden die entscheidenden Gegenwarts- und Zukunftsprobleme nicht wirklich beim Namen nennen, kontrastierten oft mit der Forderung an die Kirche, möglichst umgehend und eindeutig Partei zu ergreifen.

Die *Rolle der Kirche in bezug auf die Politik* wurde auf dem Kirchentag vor allem im Blick auf die Haltung der EKD zur Apartheid und den Möglichkeiten ihrer Bekämpfung diskutiert. Im Mittelpunkt stand dabei einmal der Südafrika-Warenboykott der Evangelischen Frauenarbeit in Deutschland, zum anderen die Stellungnahmen der EKD zum Antirassismusprogramm des Ökumenischen Rates der Kirchen. Sowohl *Hildegard Zumach*, die als Generalsekretärin der Frauenarbeit die Aktion verteidigte und die Haltung des Rates der EKD kritisierte, fand großen Beifall als auch *Konrad Raiser*, der stellvertretende Generalsekretär des ÖRK, der engagiert den gegenwärtigen Kurs des ÖRK gegen Angriffe in Schutz nahm. Auch

hierzu wurde eine Resolution verabschiedet: Auf dem Markt der Möglichkeiten wurde der Rat der EKD aufgefordert, „die Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika als Gesprächspartner ernst zu nehmen und anzuerkennen“ sowie die „Aktion der evangelischen Frauenarbeit in Deutschland nicht länger zu unterstützen“.

Auch auf weniger kontroverser Weise wurde während des Kirchentags die Aufmerksamkeit besonders auf die Kirche in Afrika gelenkt: Zur Eröffnung sprach ein Bischof aus Tansania ein Grußwort, und die Predigt im Schlußgottesdienst wurde von Bischof *Josiah Mutanuwzi Kibira*, dem derzeitigen Präsidenten des Lutherischen Weltbundes, gehalten.

Gegenüber der Diskussion über das Verhältnis des deutschen Protestantismus zum Ökumenischen Rat der Kirchen traten auf dem Kirchentag die Fragen der ökumenischen Zusammenarbeit zwischen den Konfessionen weniger hervor. Mut zur Ökumene wollte hier besonders ein von der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Bayern veranstalteter Ökumenischer Gottesdienst machen, der recht gut besucht war. Ein engagiertes Plädoyer für die Gemeinschaft der Christen gab bei einem Dialog mit Bischof *Klaus Hemmerle* *Lukas Vischer*. Er kritisierte, daß gegenwärtig eher wieder die „gesunde Beschränkung“ gefragt sei, und sprach sich dafür aus, daß die Vision von Pfingsten in kleinen Schritten wahr werden müsse. Ein Rückzug der Kirchen vom eingeschlagenen Weg zur Einheit sei nicht mehr möglich, die Spaltung der Kirche müsse von Europa her überwunden werden, wo sie begonnen habe.

Von den Jugendlichen bestimmt

Kirchentage sind gewöhnlich Barometer, die anzeigen, wie es gegenwärtig um die Kirche steht. Auf einem Podiumsgespräch am ersten Tag wurden dafür in Nürnberg einige erste Anhaltspunkte deutlich. So meinte der neue Ratsvorsitzende, Bischof *Eduard Lobse*, daß der Kirchentag Grund zum Optimismus sei. Seine Wünsche für den weiteren Weg der Kirche waren die Forderung nach einem erneuerten Verhältnis zur Heiligen Schrift und zum Gebet sowie nach einem deutlicheren Bekenntnis zur Kirche als Institution. *Erhard Eppler* forderte, die Kirche müsse mutiger werden, sie sage zu viele Richtigkeiten, aber zu wenig auch unbequeme Wahrheiten. Schließlich sei die Kirche ja gefragt und habe auf viele drängende Probleme der Gegenwart Antworten anzubieten. Der Optimismus des Ratsvorsitzenden wurde in einer ersten Bilanz vom Präsidium des Kirchentages zwei Tage später bestätigt. Man zeigte sich erfreut vor allem über die Ausweitung der *Toleranzbreite* und über das sichtbar gewordene *religiöse Bedürfnis bei der Jugend*, auch wenn dieses sich nicht unbedingt kirchlich artikuliere. Schließlich sei ein Teilerfolg in Richtung auf die Überwindung der Polarisierung zu verzeichnen.

Bei diesen Punkten kann auch der Versuch eines eigenen Resümees ansetzen: Es kann zunächst gar nicht wichtig

genug genommen werden, *wie sehr die Atmosphäre in Nürnberg von den jugendlichen Teilnehmern bestimmt war*. Die großen, vor allem von ihnen besuchten Abendveranstaltungen in den Messehallen von den Meditationsnächten und dem „Rockrequiem“ über die Beatmessen bis hin zum Songfestival oder zur von 20 000 Jugendlichen besuchten Dritte-Welt-Party prägten das Bild des Kirchentages genauso wie die Arbeitsgruppen oder der Markt der Möglichkeiten. Jugendliche fanden sich aber nicht nur bei besonders für sie ausgerichteten Musikveranstaltungen, sondern sie stellten fast durchweg die Mehrheit der Hörenden, Diskutierenden und Feiernenden. Ihr deutlich artikuliertes Interesse an Meditation, Gottesdienst und Gebet in den verschiedensten Formen war dabei nicht unkritisch. Es verband sich offensichtlich mit einem oft diffusen bis einseitigen Engagement für alternative Politik, gegen Umweltzerstörung und für neue Formen der politischen und gesellschaftlichen Solidarität. Sicher ist also nur, daß für eine wachsende Zahl von Jugendlichen Kirchen- oder auch Katholikentage ein Angebot darstellen, um zusammenzusein und eine große Fülle von religiösen, unterhaltenden und auch gesellschaftspolitischen Angeboten begutachten und zum Teil begeistert annehmen zu können. Spontaneität und Kreativität können dabei in vielerlei Formen zu ihrem Recht kommen. In diese Jugend sollte die Kirche sicher nicht vorschnell Hoffnungen setzen. Aber es sind auf dem Kirchentag viele Möglichkeiten sichtbar geworden, wie sie mit ihr ins Gespräch kommen kann. Leider erschöpfte sich die einzige Veranstaltung, die in Nürnberg das *Verhältnis von Jugend und Kirche* direkt zum Thema hatte, in relativ harmlosen Statements und beschränkte sich auf Teilprobleme kirchlicher Jugendarbeit, ohne die Fragestellung grundsätzlicher anzugehen.

Ein Markt der Möglichkeiten geblieben

Es ist sicher, daß dieser Kirchentag nicht durch heftige Konflikte bestimmt wurde, daß auch die *Toleranzbreite* groß war, auch wenn eine solche Feststellung für einige Veranstaltungen nicht zutrifft. Das hat sicher auch etwas damit zu tun, daß, wie es der bayerische Oberkirchenrat *Hugo Maser* auf der abschließenden Pressekonferenz formulierte, „sich letztlich jeder seinen Kirchentag aussuchen konnte“. Oft waren tatsächlich in bestimmten Veranstaltungen die Anhänger der von den Referenten oder Podiumsteilnehmern vertretenen Positionen beinahe unter sich. Das große Angebot an sehr verschieden orientierten Veranstaltungen konnte unnötige Polarisierungen sicher ein Stück weit verhindern. Allerdings muß beim Thema *Toleranzbreite* auch nochmals an den frommen Charakter des Kirchentags erinnert werden: Die Bereitschaft, sich auf das religiöse Angebot einzulassen, hat den Kirchentag stark geprägt. Die dabei erkennbare Zentrierung in Richtung Abendmahl läßt eine Möglichkeit der Einheit in Pluralität und trotz weiterbestehender Polarisierung sichtbar werden.

Schließlich hat sich der Kirchentag auch in Nürnberg sei-

nen Charakter als „Markt der Möglichkeiten“ insgesamt bewahrt. Dazu gehörten auch die Angebote der evangelikalen Gruppen. Wie weit dabei die Toleranz des Kirchentags geht, zeigte sich nicht zuletzt an dem schon im Vorfeld umstrittenen Thema Homosexualität und Kirche: die Abendveranstaltung zu diesem Problem wurde zu einem der dramatischsten Momente des Kirchentages. Es wurde in Nürnberg teilweise darüber spekuliert, ob nicht mit den Zahlen dieses Kirchentags ein Punkt erreicht sei, an dem man sich nach neuen, anderen Möglichkeiten der Begegnung umsehen müsse. Das ist letztlich ein technisch-organisatorisches Problem. Die vier Tage in Nürnberg haben aber auf jeden Fall gezeigt, daß auf die Institution Kirchentag kaum verzichtet werden kann. Einmal braucht wohl die Gesellschaft solche Foren, auf denen – wenn auch unvorsichtig und manchmal einseitig – über Probleme nachgedacht werden kann, die im normalen politischen Betrieb zu kurz kommen. Allerdings besteht dabei immer die Gefahr, daß das Profil der Kirche, die sich zu einem solchen Forum hin öffnet und es in ihre Selbstdarstellung einbezieht, zu sehr verschwimmt und sie zur bloßen Bühne für die ganze Bandbreite kontroverser Standpunkte wird. Dem ist nur entgegenzusteuern, wenn auch Schwerpunkte gesetzt werden, die den notwendigen Pluralismus nicht einengen, sondern strukturieren. In Nürnberg sind solche Schwerpunkte gesetzt und weitgehend auch angenommen worden, ohne daß die bunte Vielfalt darunter gelitten hätte. Wieviel davon wirklich auch in die Gemeinden hinausgeht, ist eine andere Frage, die sicher von vielen mit Skepsis gestellt wird.

Die evangelische Kirche in der Bundesrepublik hat mit diesem Kirchentag ihre Lebendigkeit eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Es ist aber gleichzeitig deutlich geworden, wie sehr die von allen Seiten erhobenen Forderungen und Ansprüche an die Kirche diese überfordern. Nicht nur, daß die schwierige Auseinandersetzung mit der evangelikalen Bewegung innerhalb der Kirche weitergehen wird. Die Zukunft der Volkskirche überhaupt im ganzen ist noch in sehr vielem ungewiß.

Es ist in Nürnberg ungeheuer viel von der Hoffnung gesprochen, bei unzähligen Gelegenheiten an diese Grunddimension des christlichen Glaubens appelliert worden. Man wird in nächster Zeit etwas sparsamer mit dem Begriff umgehen müssen. Dennoch liegt wohl in dem in Nürnberg eingeschlagenen Weg Hoffnung für die Kirche: daß sie nämlich die Auseinandersetzung nicht scheut, gleich ob sie innerhalb der Kirche stattfindet oder an sie von außen herangetragen wird, daß sie aber gleichzeitig sich um ihre Mitte bemüht, auch wenn man diese vom Kirchentag nicht schwarz auf weiß nach Hause tragen kann. *Eberhard Jüngel* hat diese Chance in seinem Kirchentagsvortrag so formuliert: „Evangelische Christen sollten sich also keine Angst machen lassen, und sie sollten sich erst recht nicht selber Angst machen vor neuen und ungewohnten Wegen des Glaubens. Gerade auf solchen neuen und ungewohnten Wegen leuchtet die alte Wahrheit neu auf.“

Ulrich Rub